

Chanson à boire

Der Jazz kommt aus der Gosse, das hat ihn stark gemacht. Hurensöhne lassen sich nicht leicht unterkriegen. Auch wenn an den Anekdoten aus seinen Anfängen im New Orleans der vorletzten Jahrhundertwende vieles Legende ist, Puffromantik (*Pretty Baby*) und Outsiderverklärung: Jazz war die Musik der Saloons, salonfähig wurde er erst nach grossen Anstrengungen. Duke Ellington hat ein halbes Leben daran gewandt, aber auch seine ausladendsten Suiten zu sakralen und hochkulturellen Anlässen änderten nichts an der Tatsache, dass seine erfolgreichsten Titel triviale Petitesse waren wie *Satin Doll* oder *In A Sentimental Mood*.

Die Europäer feierten in den Zwanzigern und Dreissigern diesen Trivialschub als Chance, gerade weil sich ihre Konzertmusik in ätherische Abstraktionen verstieg. Gefühle sind fürs Publikum, höhnte die Moderne, und weil sie jene verachtete, verlor sie dieses. Dann erfasste auch die Jazzer der Drang nach Höherem, der Zug in die Konzertsäle. Mit dem Untergang der *Swing*-Ära, als der Jazz zum ersten und letzten Mal die amerikanische Popmusik schlechthin war, wurde der Jazz komplexer, was auch heisst, dass seine Interpreten Komplexe entwickelten. Sie jamnten zwar noch immer über *I Got Rhythm*-Changes, brüteten aber, kaum war der Job erledigt, über Partituren von Strawinsky und Debussy und verzehrten sich in der Sehnsucht nach grosser Form. In den Fünfzigern entstand der so genannte Third Stream, eine im Ganzen ziemlich unglücklich angestrenzte Zwangsverheiratung von Jazz und abendländischer Kunstmusik. Eine produktive Liaison ist daraus, von Pionieren wie Charles Mingus einmal abgesehen, erst in den letzten Jahren geworden. Der Third Stream erlebt zur Zeit nicht eine Renaissance. Ich denke, er wurde in Wahrheit eben erst geboren, als sich die Gewichte von den USA nach Europa verschoben und eine neue Generation von Musikern sich ganz selbstverständlich, sozusagen wertfrei mit auskomponierter Musik zu beschäftigen begann wie mit improvisierter.

Dieser etwas mühsame historische Anflug ist leider unerlässlich zum Verständnis, oder besser: zur Wertschätzung des Komponisten und Saxofonisten Daniel Schnyder. Der Zürcher ist in New York ebenso zu Hause wie in der Schweiz, im Jazz ebenso wie in der (noch immer so genannten) E-Musik. Er schreibt Opern, sinfonische Stücke, Kammermusik, und wenn er Jazz spielt, hat das nichts mit der seinerzeitigen immer etwas zu virtuosen, immer etwas plapperigen Bemühtheit zu tun, in welche der grosse Beethoven-, Bach-, und Mozart-Interpret Friedrich Gulda verfiel, wenn er sich ums Verrecken das Jazz-Kapperl aufsetzte.

Die CD, die Schnyder mit seinem Partner Kenny Drew Jr., den wunderbaren Raetus Flisch und Tony Renold an Bass und Schlagzeug einspielte, besteht, mit Ausnahme einer ausgelassenen Fassung von Ravels *Chanson À Boire*, aus lauter Eigenkompositionen. Da zuckt der Kolumnist, durch unzählige auf einheimischen Kleinlabels inflationär produzierte Originalitätsbeweise leidgeprüft, erst einmal zusammen, aber nur bis zu den ersten Takten des polyrhythmisch «afrikanisch-indischen Jazz-Mix» (Schnyder) von *Bamboo Man*. Schnyder schreibt und improvisiert Jazz, weil er ihn mag, nicht weil er beweisen will, dass er das auch noch kann. Er ist ein blendender Instrumentalist und Verfasser von raffinierten, selbstverständlich groovenden Tunes und Balladen, die man sich problemlos auch im Repertoire eines, sagen wir: Michael Brecker vorstellen kann. Ziemlich *tricky*, alles, und gleichzeitig ungemein entspannt. Diese Rubrik ist nicht bekannt dafür, dass sie einem verstockten Publikum partout einheimisches Schaffen andrehen will wie Sauerbier. Allein, ein paar im eigenen Land unterschätzte Propheten gibt es schon, und Schnyder ist zweifellos einer von ihnen.

Wenn wir schon dabei sind: Kenny Drew Jr., der Sohn des langjährigen amerikanischen Europa-Exilanten Kenny Drew Sr., ist eine geradezu verkannte jazzpianistische Übergrösse: Brillant, virtuoso, kommt er in seinen in Anschlag und *timing* makellosen Läufen immer zur Sache. Ein Jammer, dass nur wenige wahrnehmen, was von diesem Pianisten auf dem Schweizer Label **TCB** alles vorliegt. Das Meisterstück mit Schnyder ist da nur die logische Fortsetzung. Grosse Klasse, kleine Kasse: Einmal sollte dieser Heroismus doch ein Ende haben!

Da Skale - Daniel Schnyder/Kenny Drew Jr. Quartet - TCB